

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 3 (1953)

Heft: 3

Artikel: Kaspar Decurtins, der Jürg Jenatsch des 20. Jahrhunderts : 1855-1916

Autor: Gruner, Erich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-78110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KASPAR DECURTINS,
DER JÜRIG JENATSCH DES 20. JAHRHUNDERTS
1855–1916

VON ERICH GRUNER

So lautet der weniger bekannte Beiname des bündnerischen und schweizerischen Politikers von europäischem Ruf. Er ist von seinem Freunde, Nationalrat E. Feigenwinter aus Basel, geprägt worden. Hätte D., so meint dieser, im 17. Jahrhundert gelebt, sein Temperament hätte ihn wie Jenatsch ebenfalls zum Morden hingerissen! Auch der bekanntere Beiname, der «*Löwe von Truns*», weist auf diesen Charakterzug und nicht nur auf sein Äußeres hin, auf Gestalt und Auftreten und auf seine Löwenmähne. Wenn D. einmal in Wallung geraten war, konnte er in gewaltigem Zorne wie ein Löwe rasen. Mit Jenatsch teilt er aber nicht nur die Leidenschaftlichkeit, sondern vor allem auch die *Umstrittenheit* seines geschichtlichen Wirkens. Mit diesen Worten ist bereits angedeutet, mit was für Schwierigkeiten der Autor, *Pfarrer Dr. Karl Fry aus Truns*, zu kämpfen hatte. Wohl besaß er den Vorteil der geographischen Nähe zu seinem Gegenstande, denn von seinem schönen Sitz Maria Licht ob Truns kann Fry direkt auf das Decurtinssche Gut hinunterblicken. Als Bündner Oberländer und als geistig leidenschaftlicher Kämpfer hatte aber Fry auch mit der Kehrseite dieses Vorteils, mit der Gefahr der mangelnden Distanz zu ringen!

Sein Werk hat Fry 1952 zu Ende geführt, indem er zu dem ersten, 1950 erschienenen Bande von fast 400 Seiten¹ den zweiten von 500 gesellt hat. Es ist dies eine Leistung, die nicht nur durch die äußere Dimension Achtung abnötigt, sondern die uns vor allem auch darum mit echter Bewunderung erfüllt, weil der wiederholt schwer leidende Autor sie seinem zeitweise gefährlich kranken Körper förmlich abringen mußte.

Wenn manche in den letzten Jahren erschienene Biographie von Staatsmännern — man denke an das Musterbeispiel von Gagliardis Escher — zur umfassenden Zeitgeschichte wird, manche aus Mangel an persönlichen Quellen es werden muß, so liegen bei der Biographie von D. die Verhältnisse anders. Die Quellen fließen so reichlich, und zwar ungedruckte und gedruckte, daß schon nur die Erfassung jener den Rahmen einer Monographie fast sprengen mußte. Die äußerst sorgfältig angelegten Literatur- und Quellenhinweise geben uns ein eindruckliches Bild vom Umfang und der Mannigfaltigkeit des verarbeiteten Stoffes.

Lassen wir zuerst einmal *Decurtins' Leben* an uns vorbeiziehen. Der große Bündner stammt aus alteingesessenem Geschlecht, mütterlicherseits aus der berühmten Politikerfamilie der de Latour aus Brigels. Von ihr hat er wohl sein leidenschaftliches Temperament und seine politische Begabung geerbt. Im liberalen Latourkreise aufgewachsen, erlebt er an der Bündner Kantons-

¹ Vgl. die Besprechung in Z. f. Schw. Gesch. 1950, Nr. 3, S. 491.

schule eine Bekehrung. Er wird zum Vorkämpfer der antiliberalen katholischen Opposition im Bündner Oberland, mit deren Hilfe er die liberale Vorherrschaft schon sehr bald für immer bricht. Der 22jährige Mistral der in Disentis tagenden Cadi setzt die dringend gewordene Restauration des Klosters Disentis durch und schenkt hiermit nicht nur dem Bündner Oberland sein kulturelles Zentrum neu, sondern legt auch den Grundstein zu der heute wieder blühenden Klosterschule. Bald zieht er in den Bündner Großen Rat, und 1881, mit 26 Jahren schon, in den Nationalrat ein, in dem er bis 1905 verbleibt. Von 1905 an wirkt er 10 Jahre lang als Professor für Kulturgeschichte an der von ihm im Verein mit Python gegründeten Fryburger Universität. Ein Jahr darauf stirbt er; der Rastlose hatte sich vorzeitig aufgebraucht. Sein schöpferischer Drang hieß ihn, sich mit den meisten schwebenden Problemen seiner Zeit zu befassen. Mancher Bewegung oder Strömung verlieh er mit seiner drängenden Wirksamkeit geradezu die entscheidende Prägung, so bei der bereits erwähnten Restauration des Klosters Disentis und bei der Gründung der Universität Fryburg, im Kampf um den Schutz der Gemeindeautonomie, um das Zivilgesetz und die Reorganisation des Militärwesens (1895). Vor allem aber ist er der Förderer und Befruchter der christlich-sozialen Bewegung in der Schweiz, des Schweizerischen Arbeiterbundes und einer produktiven Sozialpolitik besonders auf internationalem Gebiet, der Mitbegründer des Bauernverbandes etc. Schließlich ist er einer der Hauptkämpfer gegen den Modernismus. Das meiste von dem, was D. erstrebte, hat er auch erreicht, vor allem, was seine geistigen und geistlichen Ziele betrifft. Nicht immer haben allerdings seine Programme die von ihm erstrebte Form der Verwirklichung gefunden. Allzuoft hat ihn sein wildes Temperament selbst mit seinen nächsten Freunden und Streitgenossen entzweit; so vor allem in der Sozialpolitik, wo z. B. die von ihm gegründeten christlich-sozialen Organisationen vor katholischen Konkurrenzverbänden kapitulieren mußten, und im Modernistenstreit, wo er sich geradezu verhaßt machte.

Die wenigen Beispiele lassen ahnen, wie stark die Biographie eines national und international so weithin wirkenden Mannes die schweizerische und allgemein geschichtliche Forschung befruchten kann. Wir müssen allerdings gleich zu Beginn hiezu *zwei Vorbehalte* anbringen, die — je nach dem behandelten Gebiet mehr oder weniger stark — für das ganze Werk Gültigkeit haben.

Es ist schon angedeutet worden, daß Fry in erster Linie eine Biographie und nur indirekt eine Zeitgeschichte geben will. Der Autor konzentriert sich darum bei der Schilderung eines Problems oder einer Epoche ausgesprochen stark auf diejenigen Seiten oder Züge, die D. persönlich nahe angehen. Alles andere läßt er weg. Wir vermissen also jeweilen eine eingehendere *Würdigung der allgemeinen Umstände*, kurz einen Verbindungstext, der die Grundtendenzen der Zeit andeutet. D.' mächtige Persönlichkeit verdunkelt also gleichsam das außerhalb seiner Interessenkreise sich abspielende Geschehen. Wir

bedauern, daß der Autor so gewisse Lücken läßt, die er als ausgezeichnete Kenner der Materie zu schließen besonders geeignet gewesen wäre. Dies wäre um so eher möglich gewesen, als Fry ja auf die rein chronologische Darstellung verzichtet und uns D. — nach thematisch gegliedertem Prinzip — in seinen verschiedenen Wirkungskreisen vorführt. So kommt es zu gewissen Überschneidungen. Zum Beispiel: Im Abschnitt 3 des ersten Bandes («D. und die eidgenössische Politik») wird D.' «Kampf gegen den Götzen Staat» und gegen die Lex Forrer, d. h. gegen die Sozialversicherung, dargestellt, was meines Erachtens in den zweiten Band zum zweiten Kapitel «Der Sozialpolitiker» gehört hätte. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn man statt dieser Aufteilung etwa gegliedert hätte in weltanschauliche Konzeptionen, Programmatik, Politische Verwirklichung, und wenn man deren Zeit- und Umstandsbedingtheit besser erläutert hätte.

Und nun zum *zweiten Vorbehalt*, von dem in einem späteren Abschnitt über die Wertung D.' noch ausführlicher gehandelt werden muß. Es ist schade, daß Fry die Zeitprobleme zu einseitig aus D.' Gesichtswinkel betrachtet. Seine Gegner kommen selten genügend zu Wort. Man hätte es geschätzt, wenn Fry nicht nur die von D. aus gesehene Verkehrtheit ihrer Ansichten kurz erwähnt, sondern wenn er auch deren Absichten und die tieferen Ursachen ihrer Haltung beleuchtet hätte.

Abgesehen von diesen Vorbehalten bedeutet aber Frys Werk eine *große Bereicherung* der bündnerischen, schweizerischen, ja europäischen Geschichte, und zwar sowohl auf dem Gebiete des geistigen (vor allem kirchen- und dogmengeschichtlichen) sowie des politischen und sozialen Geschehens. Für die *Bündner* Verhältnisse ergänzt Karl Fry auf wünschbare Weise Fritz Pieths Bündnergeschichte. Wo Pieth nur allergrößte Linien zieht, z. B. auf dem Gebiet der Parteipolitik und der rätoromanischen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts, da trägt Fry viel zur Aufhellung der Entwicklung bei. Gerne hätte man allerdings eine *geschlossener* Darstellung der bündnerischen Parteigeschichte von 1850—1920 gesehen. Auch hätte man gerne mehr vernommen über die Spannungen innerhalb der Bündner Katholiken. In der *Schweizergeschichte* erfahren vor allem die partei- und sozialgeschichtlichen Probleme eine neue Beleuchtung. D. ist wohl eine der Schicksalsfiguren im Wandel vom liberalen Parlamentarismus zum berufsständischen (oder besser berufsverbandlichen!) Staat. Sein Wort vom neuen Bundespalast als dem «Mausoleum des absterbenden Parlamentarismus» (I., S. 351 ff.) hat bei den damaligen Räten zwar viel Staub aufgewirbelt. Für uns Heutige jedoch hat dieses damalige Zukunftsbild nichts Umstürzlerisches mehr an sich. D. sah in der Gründung des Bauern- und Arbeiterbundes einen Ansatz zur *berufsständischen Vertretung* des Volkes, wie sie heute — zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich! — weitgehend besteht.²

² Bei der Behandlung des Subventionsgesuches für das zu gründende Bauernsekretariat erklärte Decurtins: «Es steht zu hoffen, daß im Nationalrat niemand dem Bauernverband gegenüber, der sich ein schönes Haus gebaut, die Rolle des Tyrannen Landenberg spielen wolle» (S. 167). O quae mutatio rerum!

Die Idee der Berufsgemeinschaften steht bei D. im engsten Zusammenhang mit dem heißen Wunsch nach *Überwindung des Klassenkampfes*. Fry schildert hier sehr eingehend die Entwicklung des christlich-sozialen Gedankens zuerst auf europäischem und dann auf schweizerischem Boden. Die geistige Entwicklung, welche diese Bewegung durch Persönlichkeiten wie Ketteler, Graf de Latour du Pin, Freiherr v. Vogelsang, Papst Leo XIII. u. a. empfangt, wird in umfassender Weise dargestellt. Zu wenig stark werden allerdings die nicht katholischen und nicht sozialistischen Vertreter der Sozialpolitik in der Schweiz berücksichtigt. Einige Angaben über die wirtschaftlichen und soziologischen Hintergründe der berufsständischen Idee in der Schweiz (besonders Uhren- und Stickereiverbände) hätten eine notwendige Ergänzung bedeutet. Plastisch arbeitet Fry dagegen die Geschichte des Arbeiterbundes heraus, D.'s Zusammenarbeit mit Gestalten wie Curti, Favon, Greulich u. a. Es war eine denkwürdige Stunde, als der atheistische Radikale Favon 1887 zusammen mit dem frommen Katholiken D. jene berühmte Motion zur Einberufung einer internationalen Arbeiterschutztagung einreichte. «Der Hunger ist weder katholisch noch protestantisch», so verkündete damals D. (Eröffnungssitzung des Arbeiterbundes vom 10. April 1887). Und Th. Curti erklärte ungefähr zur gleichen Zeit am Zentralfest des Grütlivereins von 1886: «Der Kulturkampf hat ausgespielt . . . Das Sozialprogramm bedeutet eine neue Milchsuppe von Kappel . . . Denn alle, die gleiche soziale Ziele verfolgen, können, unbeschadet ihrer religiösen Überzeugungen, zusammenarbeiten.» Diese Zusammenarbeit brachte katholische und marxistische Sozialpolitiker auch auf internationalen Kongressen zusammen. So sprach D. am internationalen Arbeiterkongreß von Zürich 1897 gemeinsam mit August Bebel über die Frauenfrage. Indessen zeigte es sich gerade hier, daß eine Gemeinschaft, die weltanschaulich auf derartig verschiedenen Grundlagen beruhte — D. gab von seinem katholischen Glauben auch nicht ein Jota preis («Ich bin ultramontan durch und durch») —, nicht Bestand haben konnte.

Aber D.'s soziale Versöhnungspolitik erhielt ihren Todesstoß nicht in erster Linie von der klassenkämpferisch werdenden Linken, sondern von Rechts. Den von ihm, Beck und Feigenwinter gegründeten Männer- und Arbeitervereinen erwachsen in den christlichen Gewerkschaften die ärgsten Konkurrenten. Im spannenden Kapitel «Dreifrontenkrieg» schildert Fry, wie D. durch diesen zermürbenden Kampf allmählich aus der Politik herausgedrängt wurde, so daß er schließlich aus dem Nationalrat ausschied (1905), und dann die Stelle als Universitätsprofessor in Fryburg antrat. Auch hier wären Hinweise auf den geistigen Wandel der katholischen Sozialdoktrin nach 1890 dem Verständnis der Niederlage D.'s förderlich gewesen; (während die ältere katholische Sozialdoktrin den Kapitalismus ablehnte, wollte die jüngere ihn «christianisieren»).

Fry würdigt sehr eingehend D.'s Standort im *katholischen Lager*. Einmal wird dieser von Fry dahin bestimmt, daß der große Bündner die katholische Partei durch seine Sozialpolitik aus der «splendid isolation» herausgehoben

habe. Wenn D.' Anteil an diesem Prozeß auch groß sein mag, so erscheinen doch neben ihm seine «Nebenbuhler» Keel, Zemp u. a. allzu verkleinert. Die katholische Wendung zur *gouvernementalen Politik* nach Zemps Wahl in den Bundesrat (1891) stand eben als typisch antisozialistisch-bürgerliche Konzeption der so ganz anders gearteten Sozialanschauung D.' diametral entgegen. Wichtiger als die parteipolitische ist für Fry jedoch die *kulturpolitische* Standortsbestimmung D.' Nach Fry hat D. als der eigentliche *geistige Vater* der *Fryburger Universität* zu gelten. Sein Mitarbeiter Python war wohl der einzige nahe Freund, mit dem er nie während der langen Zusammenarbeit in ernste Zwistigkeiten geriet. Seine geistige Vaterschaft war für die Universität in doppelter, in positiver und negativer Weise, spürbar. Positiv darum, weil er die Gründung gegen Widerstände des schweizerischen Episkopates und der Kreise um Keel und Zemp durchzudrücken vermochte. Er überwand selbst den Widerstand eines Mermillod, der D.' Arbeit in Fryburg immer von neuem durchkreuzte und sogar in Rom alle Beziehungen springen ließ, damit D.' Werk nicht von Erfolg gekrönt sei. D. reiste in ganz Europa herum, um die für seine Universität notwendigen Kräfte trotz dem von Mermillod und gewissen Römerkreisen inszenierten Boykott zu gewinnen. Was sich in den Anfängen positiv auswirkte, D.' aufopfernde und energische Fürsorge, ja seine Propagandaaktionen für sein geistiges Kind, das schlug ins Negative um, als die väterliche Betreuung für die geistige Selbständigkeit der Herangewachsenen in eine unerträgliche Diktatur auszuarten drohte. Damals zitterte man um den Bestand der Universität, und viele Zeitgenossen glaubten, D.' Eigenmächtigkeit werde alle seine Verdienste zunichte machen. Die Verhältnisse wurden später schier unerträglich, als er, nun selbst Glied des Lehrkörpers, sich doch immer wieder *über* seine Kollegen zu stellen, und besonders als er von Fryburg aus auf seine ungestüme Art den *Modernistenstreit* auszutragen versuchte. Fry hat recht, wenn er diesen Kampf als «gradlinige Fortsetzung eines Lebens» bezeichnet, «das D. dem *Kampfe gegen den Liberalismus* auf allen Gebieten geweiht hatte» (S. 302, Bd. II). Wie schon innerhalb der katholischen Parteipolitik geriet er nun hier innerhalb der katholischen Geisteswelt in ärgsten Konflikt mit allen jenen Kreisen, die nicht hundertprozentig auf seinem Boden standen. Da D. sich des päpstlichen Einverständnisses sicher wußte, so kannte er hier keine, auch nicht moralische Hemmungen, wenn es galt, einen Gegner zu verdammen. So kam er verschiedene Male mit hervorragenden katholischen Glaubensbrüdern, so Nationalrat Walther, Redaktor Buomberger und Dr. Gisler (damals Dogmatikprofessor am Churer Priesterseminar) in Konflikt. Dabei trennten ihn weniger geistige Differenzen von seinen Gegnern als solche methodischer Art. Man nahm es D. mit Recht übel, daß sein Eifer ihn in eine Art Denunziantentum herunterriß. Wir begreifen, daß ihn seine Glaubensgenossen mit wenig schmeichelhaften Titeln, wie «Modernistenschnüffler», «Ketzerriecher» etc. belegten. Für den Nicht-Katholiken hat sein Vorgehen etwas Widriges an sich, weil es an die Praxis der Inquisition erinnert.

Fry berichtet im gewichtigen Kapitel über den *Gelehrten Decurtins* aber nicht nur von diesen Entgleisungen des Geistesgewaltigen, sondern auch von seiner Tätigkeit als Professor für Kulturgeschichte, die allerdings keine tiefen Spuren hinterlassen hat, sowie von seiner «*Rätoromanischen Chrestomathie*», mit deren Herausgabe er sich ein wirkliches Denkmal gesetzt hat. Denn damit hat er der rätoromanischen Sprache zu ihrem Aufstieg als Kultur- und später als vierte Landessprache verholfen.

Zum Schluß möchten wir noch die Frage zu beantworten versuchen, welches menschliche *Ziel* sich der *Biograph* mit seiner Lebensdarstellung gesetzt hat, und diese Antwort mit einer kleinen kritischen Auseinandersetzung verbinden. Es gibt keine allgemeingültige Norm für das biographische Genus. Jedem Darsteller eines fremden Lebens muß es wohl doch in erster Linie darum gehen, die Persönlichkeit möglichst vielseitig zu fassen, ihren Absichten gerecht zu werden, aber auch ihrer Mängel kritisch zu gedenken. Ein derart von der Parteien Gunst und Haß umstrittenes Bild wie dasjenige von D. lud den Autor ein, in erster Linie dem *Angefochtenen Gerechtigkeit* widerfahren zu lassen, seinem vielleicht zu wenig gewürdigten Wirken ein Denkmal zu setzen. In zweiter Linie mußte sich der Autor dann allerdings bemühen, auch D.' Gegner billig zu beurteilen. Diese Seite scheint mir im Werke zu wenig betont. Und so wird man Fry eine gewisse Einseitigkeit vorwerfen müssen.

Wir wollen vorerst noch einmal vorbehaltlos und dankbar bekennen, daß es Fry glänzend gelungen ist, die reiche Persönlichkeit D.' zu wirklichem *Leben* zu erwecken! Kaum eine Zeile des Buches, die nicht diesem Ziel gewidmet ist. Sein *Charakterbild* ist absolut eindeutig plastisch gestaltet. Er war von Anfang an der ungestüme Dränger, die vollblütige Herrschernatur, Aristokrat in Gesinnung und Haltung, aber durch und durch Volksmann, im guten Sinne populär, ohne je Volksschmeichler zu werden. Seine Eigenwilligkeit und Eigenmächtigkeit, die ihm später so viele bittere Feindschaften, so viele Entzweiungen mit besten Freunden eingetragen hat, macht sich schon sehr früh bemerkbar, vor allem in seinem Austritt aus der *Churer Zofingersektion*. Hier wird blitzartig sichtbar, wie stark bei diesem Menschen Ideenkampf und Machtrieb, ja Herrschsucht Hand in Hand gingen. Gerade diese unlösliche Einheit, diese Charaktermängel sind es, die ja später sogar seine besten Freunde unverhohlen bekennen, so Python: «Es fehlt ihm jeder moralische Halt, jede innere Gewissenhaftigkeit und Treue» (II, S. 408). So können wir auch nicht ganz beistimmen, wenn Fry D.' Sturz in der Politik als *tragisch* bezeichnet. Wo so viel Feindschaft durch nackten Machtkampf verschuldet wird, da empfindet man den Sturz des Gewaltigen auch als notwendige Folge seiner Fehler. Ganz recht hat Fry, wenn er D. vom Vorwurf befreit, er sei ein Taktiker gewesen. Er war in der Tat einer der letzten großen *Ideenpolitiker* der Schweizergeschichte, der mit Kompromißlosigkeit für die von ihm vertretenen Ideen eintrat. Daß er als solcher in einem Zeitalter des zunehmenden Materialismus untergehen mußte, *das* ist eher als tragisch zu

bewerten. Allerdings müßte man beifügen, daß er mit seiner rein berufsgenossenschaftlich orientierten Staatskonzeption den Prozeß der Verwirtschafterung (z. B. durch die Gründung des Bauernverbandes) selbst kräftig gefördert hat. Trotz all diesen Schattenseiten war der *Zauber seiner Persönlichkeit* so groß, daß er selbst seinen Feinden Hochachtung abgewann. Wenn er öffentlich redete, dann schlug er alle Zuhörer in Bann. «Das ist kein Redner, das ist eine Lawine», bemerkte einst Bundesrat Comtesse.

D.' Kompromißlosigkeit war gewiß ein bewundernswürdiger Zug. Es bleibt nur die Frage übrig, ob er nicht durch den damit verbundenen Machttrieb in die Gefahrenzone der Unduldsamkeit und der Unterdrückung der Andersgesinnten geriet. Ich habe mich gefragt, ob man in dieser Beziehung seiner frühzeitigen Schwenkung vom liberalen ins katholische Lager nicht noch eine andere Deutung als einfach diejenige der von Gott gewollten Heimkehr in die mütterliche Kirche geben sollte. Fry bemerkt sehr richtig: «D. war um so überzeugter Katholik, als er sich seinen Glauben im Gegensatz zum starken Erbe seiner Mutter in persönlicher Entscheidung hatte erkämpfen müssen» (II, S. 414). Aus diesem Grunde habe er auch instinktiv erfaßt, wenn jemand auf Abwege geraten sei. Liegt hier aber nicht jene bekannte psychische Struktur vor, die wir bei Menschen zu treffen pflegen, die sich vom Glauben ihrer Jugend entschieden abgewandt haben. Und wären nicht viele Züge seines Lebens auf diese von Fry etwas vernachlässigte *psychologische Weise* zu deuten gewesen? Ist nicht der Mißerfolg in der Sozialpolitik gleichsam der Ansporn zu seinem monomanen Hyperkatholizismus im Modernistenstreit, von dem ja Fry selbst sagt: «Er entging . . . nicht immer der Gefahr, sich selber für den absoluten Vertreter der absoluten Wahrheit zu halten. Er wurde das Opfer seines Prinzipienfanatismus.» . . . (II, S. 349).

Hätte man diese Vorbehalte, die Fry selbst für den Modernistenstreit anbringt, nicht auch für die Kämpfe zwischen *Liberalen und Katholiken* in *Bünden* anbringen sollen? Es ist für den Autor ganz selbstverständlich, daß heute im Bündner Oberland eine oppositionslose katholische Herrschaft existiert und daß D. die liberale Partei seiner Verwandten Latour vernichtet hat. Die Liberalen sind in seinen Augen im Bündner Oberland nur eine familienbedingte Partei und haben darum daselbst kein Existenzrecht. Oberst von Sprecher wird von Fry als positiv toleranter Protestant wegen seiner Hilfe für die Restauration des Klosters Disentis gelobt mit der Begründung, er habe «Rücksicht auf die andere Konfession genommen» (I, S. 119). Warum sollte Fry denn nicht von D. zumindestens fordern, daß er das Lebensrecht der Minderheiten im Bündner Oberland ebenso gebilligt hätte, wie er es selbst für die katholische Minorität im Bund tat? Ich gebe gewiß zu, daß der Katholik sowohl von seinem Glauben wie auch von seiner Kirchenkonzeption her in der Beurteilung solcher Fragen weniger frei ist als der Reformierte. Es ist indessen meist der *Ton*, d. h. der Stil, der in solchen Wertfragen den Ausschlag gibt, und so hätte der Autor vor allem in der Wahl der Ausdrücke vorsichtiger sein müssen. Es hätte nicht der Verherrlichung D.' und der Herab-

setzung seiner Gegner bedurft, um der eigenen Überzeugung Ausdruck zu verleihen. Ein Beispiel für viele: Als der sterbende liberale Onkel Latour die letzten Worte mit seinem Neffen wechselte, erklärt Fry: «Ob wohl Latour das wiedererstehende Kloster Disentis im Geiste sah und den eisigen Hauch der «schwarzen Lawine», die sein Neffe im Oberland vorbereitete, in seinem erkaltenden Gesichte spürte?» (I, S. 42). Abgesehen von diesen Übertreibungen, die wohl der leidenschaftlichen Verehrung des Autors für einen leidenschaftlichen Helden zuzuschreiben sind, wirkt Frys Stil sehr lebendig und anregend.

Der zweite Band ist im großen ganzen viel ausgeglichener als der erste, zu dem einige Einwände betr. Aufbau und Darstellung schon in der ersten Rezension gemacht worden sind. Der Gegenstand war dem Autor gemütmäßig weniger nah, und so war auch die Gefahr der bedingungslosen Verherrlichung seines Helden weniger groß. Die kritische Auseinandersetzung mit D. nimmt im zweiten Band einen großen Raum ein. Alles in allem hat Karl Fry aber mit seinem Werk der schweizergeschichtlichen Forschung einen großen Dienst erwiesen und ihr manchen neuen Weg geöffnet. Wir schulden dem Autor dafür Dank.